



Rastenburger „Heimatblätter“

für
Heimatspflege und Geschichtskunde.

Herausgeber und für den Inhalt verantwortlich:
Arthur Springfeldt, Rastenburg.

Nachdruck der Original-
beiträge verboten!

Druck und Verlag:
Buchdruckerei der Rastenburger Zeitung G. m. b. H.

Nr. 2

Rastenburg, Sonntag, den 22. Januar

1922

Brandzerstörungen in Rastenburg.

Von Arthur Springfeldt.

(Nachdruck verboten.)

Wir denken an die Charakterbilder alter Städte, in denen eine der gefälligsten Figuren der Wächter der Nacht ist. Mit Spieß und Feuerhorn bewehrt, hält er auf der Brüstung des Rathhausturms Ausschau. Bemerkt er einen Feuerschein unter den verschlafenen, spitzgiebeligen Häusern, dann stößt er mit der ganzen Kraft seiner robusten Lungen in das Horn. Schaurig tönt der Feuerruf durch die Gassen. So war es einst auch in unserm Städtchen, ehe ihm ein widriges Geschick sein altes Rathaus nahm. Später wird der Wächter mit einer hölzernen Schnarre ausgerüstet. Sichtet er einen Brand, dann eilt er durch die dunklen Strassen und bewegt unablässig das Warminstrument. In Haus und Hof wird es lebendig. Aus dem Feuerpferdestall am Paradeplatz werden die „Feuerpferde“ herausgeholt und vor die Spritzen im Stadthof und die Wasserküven gespannt. Die Knechte der Ackerbürger eilen mit neuem Angespinn herbei und aus den Bürgerhäusern und Chaluppen werden die ledernen Feuerreimer herbeigeschafft. Alles bewegt sich in fiebernder Hast nach der Brandstelle, wo inzwischen die Flammen aus dem Dach herauschlagen. Es ist noch keine fest geordnete Feuerlöschorganisation, aber ein System amtlicher und freiwilliger Hilfsbereitschaft. Schon verhältnismäßig früh kommt Rastenburg in den Besitz von Feuerspritzen. Im Depot der Freiwilligen Feuerwehr steht eine alte, in neuerer Zeit umgebauete Spritze. Sie trägt die Jahreszahl 1628 und die lateinische Aufschrift: „Ostium civitatis Rastenburgensis“ = Feuerspritze der Stadt Rastenburg. Die Jahreszahl ist vielleicht nicht zuverlässig, aber es handelt sich um eine Spritze aus jener Zeit, in der man noch keine Schläuche kannte, was an dem sogenannten Wendehals zu erkennen ist. Im Jahre 1761 besitzt die Stadt nachweislich schon mehrere Feuerspritzen und die Kammereirechnung von 1792 führt einen Ausgabenposten von 8 Talern für sechs Spritzenmeister an.

Neben Seuchen und Krieg übten in alter Zeit Feuersbrünste ein grausames Werk der Zerstörung. Wie oft sind nicht durch sie Leben und Wohlstand vernichtet worden? Man denke sich eine kleine, durch hohe Mauern abgeschlossene Stadt. Die Häuser ohne je den Feuerschutz. 188 zählte die Stadt im Jahre 1696, davon konnten nur 32 Anspruch auf die Bezeichnung „ganzes“ Wohnhaus erheben. Die übrigen waren sogenannte „halbe“ Häuser und „Wohnbuden“. Die letzteren standen auf der Königsberger Vorstadt, dazu noch 36 Gärtner- oder Instthäuser. Ungerechnet die vielen hölzernen Scheunen der Ackerbürger und Handwerker. Die Feuer-

gefährlichkeit der Holzscheunen hat der Stadt oft großes Unheil gebracht, wie wir im nachfolgenden lesen werden.

Die erste urkundliche Nachricht von einem Brand in Rastenburg überliefert uns das Ordensarchiv. In einem Folianten heißt es, am 16. August 1500 ist dem Procurator zu Rom geschrieben worden, daß die Kirche zu Rastenburg „feuers halben verterbet, auch alles und genzlichen sambt des merer teil den cleinodien und andern gerete verbrant ist.“ Nach einer heute nicht mehr vorhandenen handschriftlichen Chronik war im Jahre 1560 ein großer Brand, bei welchem auch ein Teil der „Pfaßengasse“ (wahrscheinlich Hintere Kirchenstraße) abbrannte. Den 16. August 1677 schlug das Wetter in eine Scheune der Königsberger Vorstadt, „dadurch viele Gebäude und Scheunen durch den Brandt auffgegangen.“ Oft wurde die Kirche vom Blitz getroffen. Ueber einen Blitzschlag im Jahre 1608 berichtet eine Gedenktafel in der Kirche; auf ihr steht folgende Inschrift:

Als über sechzehnhundert Jahr
Das achte schon im Augustmond war,
Schlugs Wetter ein in großer Eil,
Also daß auch der Donnerkeil
Ohn Schaden durch Mauer und Pfeiler kam;
Daher manch christlich Herz vernahm,
Daß Gott, der Herr, noch zu der Zeit,
Bewiese seine Gerechtigkeit.
Er sey uns gnädig und bewahr!
Diß Haus auch nachmals für Gefahr!

Einige Jahre vorher, den 3. Juni 1592, war der Blitz in den hohen Turm eingeschlagen und hatte gezündet. Das Feuer konnte aber bald gelöscht werden. Brand verursachte auch der Blitzschlag am 15. August des Jahres 1638. Das Dach des Hauptturms ging in Flammen auf. 1700, den 9. September, beschädigte ein kalter Schlag den Glockenturm und zertrümmerte die Orgel im Langhause. Die beängstigende Zunahme der Blitzschläge gab der Geistlichkeit Veranlassung, Gefahrpredigten anzuordnen, die, an einem bestimmten Sonntag im Jahre, selbst noch in der Amtszeit des Erzpriesters Schumann (1729—1771) gehalten wurden. Die erste Gefahrpredigt hielt Erzpriester Johannes Basel am 15. Sonntage nach Trinitatis 1700 vor einer „volkreichen Versammlung“ in der Georgskirche. Seine Predigt ist im Druck erschienen und weniger wegen ihres religiösen Inhalts, als wegen der darin enthaltenen ortsgeschichtlichen Nachrichten bemerkenswert. So lobt Basel u. a. den um 1700 amtierenden Landrat von Ragnlein, daß er den „Kirchhoff in der Königsbergischen Vorstadt mit einer schönen Mauer umziegelt“ und die Kirchhöfe in Paaris, Bäsrad und andern Orten mit „netten“ Mauern umgeben hat. Folgende charakteristische Stelle aus der Predigt sei hier wiedergegeben:

„Leztlin hat der Donner in unsere Kirche und Glockenthurme eingeschlagen, da nicht allein der Thurm

einen großen Schaden erlitten, sondern auch die wohlklingende Orgel nebst dem darunter gewesenen Simons-Bilde, welches in viele Stücke ist zerstücket und zerissen worden. Und der liebe Gott hat uns gleichsam mitten in dem Donner-Knall zugerufen: Thue nur weg das Geplir deiner Lieder, denn ich mag dein Walter-Spiel nicht hören. Nun ruffet uns unsere Orgel zu: Erbarmet euch mein, erbarmet euch mein, denn die Hand Gottes hat mich gerührt, und wir, wenn wir sie mit Weh-Mut ansehen, müssen wieder klagen: der Herr hat uns unsere Ehre ausgezogen und die Krone von unserm Haupte genommen."

Der Amtsvorgänger Basels, Erzpriester Heiligerdörfer, erzählt u. a. von einer durch Blitzschlag verursachten Feuersbrunst im Jahre 1626. Es wurden Scheunen in großer Zahl in der Vorstadt, unfern der Katharinen-Kirche, eingäschert. In einer Statistik wird die meteorologische Eigentümlichkeit für Rastenburg nachgewiesen, daß von 21 Blitzschlägen sich allein 11 im Monat August ereigneten.

Mehrmals ist auch das Ordenshaus (Schloß) vom Feuer heimgesucht und eingäschert worden. Es war nicht so fest gebaut wie die Kirche, einmal wurde es von feindlichen Heerhaufen in Asche gelegt. Seit dem großen Brande im Jahre 1500 ist die Kirche von größerem Feuerschaden bewahrt worden. Im Jahre 1877 traf sie der letzte Wetterstrahl. Gefährlicher war es, wenn ein Feuer die in leichtester Bauart hergerichteten Wohnhäuser und Scheunen faßte. Dann führte es meist zu Katastrophen und ganze Stadtteile gingen in Flammen auf. Oft blieben die wüsten Brandstätten viele Jahre ungebaut liegen, weil die vom Brande betroffenen Bürger kein Geld zum Wiederaufbau hatten und aus öffentlichen Mitteln auch nichts beigetragen werden konnte. So vermerken die alten Stadtrechnungen, daß von den wüsten Stätten nichts gezinst wird oder daß dieser und jener Bürgersmann aus der Stadt gegangen ist und seine wüste Stätte zurück gelassen hat. Das Gebäudezins-Register vom Jahre 1635 enthält viele Einnahme-Ausfälle infolge eines großen Brandes. Viele Gebäude, Höfe und Scheunen waren eingäschert. Die „Gründe, so zu Rastenburg abgebrannt, ruiniret und wüste liegen“, sind in dem genannten Register besonders aufgeführt. Davon kann „vor diesmahl nichts fallen“. Als 1678 wiederum ein großer Brand die Stadt zumteil in Asche legt, bitten die Geschädigten die Landesherrschaft um ein Moratorium. Mit welchem Erfolge, wissen wir nicht.

In welcher Beschaffenheit befanden sich aber auch die Häuser? Als am 21. Dezember 1713 die polnische Kaplanei, die vor einigen Jahren neu erbaute deutsche Kaplanei sowie drei Bürgerhäuser durch Feuer zerstört wurden, wird eine Kommission mit der Untersuchung des baulichen Zustandes der Gebäude betraut. Aus dem Bericht des Amtsverwalters, Landrat v. d. Gröben an die königliche Regierung können wir uns ein Bild über die elende Bauart der Häuser machen. Das Feuer kam in dem schadhafteu Badofen der polnischen Kaplanei aus. Nichts konnte „wegen der so entzündeten Gluth“ gerettet werden. Der polnische Kaplan rettete mit knapper Not nur Weib und Kind. Hätte nicht die Garnison so tatkräftig mitgeholfen bei der Bekämpfung des Feuers, wäre auch die Erzpriesterlei und ein großer Teil der Stadt vernichtet worden, „zumahlen die Häuser dergestalt alt und schlecht conditioniret, daß selbige mehr einem Feuer-Neste als einem Bürger-Hauß ähnlich seyn.“ Es sind in der Stadt nur wenige ganz gemauerte Schornsteine, die übrigen sind aus Lehm geklebt. Mehrere Häuser haben gar keine Schornsteine, der Rauch schlägt unter das freie Dach. Nicht zwanzig Häuser haben ein „verworfenes“ Dach, (mit Kalk verputzte Dachpfannen). Nur zwei Häuser in der ganzen Stadt sind mit Brandmauern versehen, die übrigen haben nur „Ablewänder“, d. h. die Wände sind von Lehm und

Stückstaden geklebt. Die schleunigste Instandsetzung der Häuser wird aus Gründen der Sicherheit anbefohlen und vorgeschlagen, in jeder Straße mindestens zwei bis drei Brandmauern zu setzen. Alle geklebten Schornsteine sind abzubauen und durch die Dächer hinauszuführen. Der Bürgermeister ist schon wiederholt auf die feuergefährliche Beschaffenheit der Häuser hingewiesen worden. Die restlose Instandsetzung ist aber bei der Armut der Leute nicht möglich. Der mit der Untersuchung der Angelegenheit beauftragte Hofrat Cupner macht deshalb den ungewöhnlichen Vorschlag, die Häuser der armen Leute, die zur Behebung der Baumängel nicht imstande sind, zwangsweise an wohlhabende Leute zu verkaufen. Solch Eingriff in die Eigentumsrechte der Bürger wird aber nicht gestattet.

Noch schlimmer waren die Vorstädter dran, weil die zahlreicheren Scheunen eine weit größere — und ständige — Feuergefahr bildeten. Wohl das größte Brandunglück, das die Stadt je betroffen hat, war der Brand vom 9. Juli 1761, der Königsberger Vorstadt und Fischerstraße vernichtete. Hierüber ist ein Bericht des Steuerrats von Götz an den russischen Gouverneur — Ostpreußen stand noch unter russischer Herrschaft — erhalten. Am Tage vorher hatte ein großes Unwetter gewüthet, weshalb die ganze Nacht Wachen gestellt wurden, um bei ausbrechendem Feuer sofort Hilfe bringen zu können. Der 9. Juli war ein heller Tag, „ohne Wetterwolken“. Da entstand plötzlich um die Mittagszeit ein „unvermutetes Feuergeschrei“. In den Scheunen jenseits der Königsberger Vorstadt (Fischerstraße) war das Feuer ausgekommen, „dergestalt, daß schon 7 Scheunen in völligen Brandt stunden, ehe noch ein Mensch zum Retten dazu eilen konnte.“ Ein starker Südwestwind schürte die Flammen. „Alle Spritzen und Feuer-Geräte wurden zwar in möglichster Eile herbeigeschafft und alles ersinnliche observiret, was zur Löschung dienlich war.“ Die Scheunen aber waren mit Heu vollgepfropft, auch stark mit Brenn- und Schirrhholz angefüllt und die Flammen trieben den Löschenden entgegen, so daß die größte Feuerspritze selbst in Brand geriet und die meisten Feuer-Instrumente verloren gingen. „So war keine Rettung vorhanden, sondern in einer Zeit von 1½ Stunden waren 102 Scheunen gänzlich in Asche gelegt. Da die Scheunen auf der Westseite der Königsberger Vorstadt die Länge hin und in kurzer Entfernung gebaut waren, ergriff das Feuer auch die Vorstadt an allen Ecken, so daß, aller ersinnlichen Rettung ohngeachtet, an 40 Häuser bis auf den Grund niederbrannten.“ Nur mit Mühe konnte man die Drengfurtische Vorstadt retten, „weil diese etwas seitwärts außer dem Strich des Windes“ lag. „Wäre der Wind von Westen oder Nordwesten gekommen, so wäre die ganze Stadt gänzlich ruiniret worden. Denn das Flugfeuer von brennendem Stroh und Heu bedeckte den ganzen Horizont, daß kein Mensch sicher gehen konnte. Der Schaden ist sehr beträchtlich und „die ganze Bürgerschaft ist in großes Elend versetzt worden.“ Sie hat nicht allein ihr ganzes Heu, Wagen und Ackergeräte, alles Brenn- und Schirrhholz, „nebst allen bei diesen großen und doppelten Scheunen mit zwei und drei Dresch-Dielen stehenden Seiten- und Hinter-Gebäuden verloren. Sie wissen nunmehr auch nicht, wo sie bei der bevorstehenden Ernte ihr Getreide unterbringen sollen.“

Mitten im Brande vernahm man, daß eine gewisse Magd, Catharina Udelin, im Amte Lawken gebürtig, und bei dem Bürger Fuchs in Diensten, des Tags vorher allerhand anzügliche Reden geführt hat. Sie wurde sogleich in Haft genommen und hat „auf vieles Zureden und Bedrohungen das Factum bekennet“, daß sie am 9. Juli gleich nach 1 Uhr mittags eine glühende Kohle in Heede eingewickelt und solche in des Knapfmachers Fuchs Scheune in das Heu gesteckt, auch so lange gewartet habe, bis der Rauch aufgegangen, und zwar aus Rache gegen die Bürgerin Fuchsin.

Nach anderem amtlichen Ausweis gingen beim Brande verloren: 32 Wohnbuden, 9 Chaluppen, 3 Malzhäuser, 88 Scheunen und ein Speicher. Götz gibt dagegen den Brandschaden mit 102 Scheunen und 40 Wohngebäuden an. Wie weiter die Stadtchronik berichtet, wurde die Brandstifterin, nachdem sie während der Untersuchung in der Religion unterwiesen und konfirmiert war, dem Feuertode übergeben. Der Scheiterhaufen wurde auf der Stelle errichtet, wo die Adelin den Brand angelegt hatte. Es wäre nun interessant, auch über das hochnotpeinliche Verhör der jugendlichen Brandstifterin und das Gerichtsurteil näheres zu erfahren. Das Inquisitionsprotokoll, das dem Bericht des Steuerrats v. Götz beigelegt war, ist aber verloren gegangen. Wir werden wohl annehmen müssen, daß das mittelalterliche Gerichtsverfahren auf Veranlassung des russischen Gouverneurs erfolgt ist. Der preussische König hätte kaum diese Abschreckungsjustiz zugelassen.

Friedrich der Große, obgleich er den Ostpreußen wegen ihrer russischen Untertänigkeit nicht grün war, zeigte großes Interesse für den Wiederaufbau der abgebrannten Vorstadt. Bald nach dem Kriege bewilligte er zum Wiederaufbau aus dem Landes-Neuabblissementsfonds 11 744 Rtlr. 75 Gr. 1 Pfg. Eine sehr erhebliche Summe Geldes, wenn man bedenkt, daß 1767 die Taxe der Privathäuser (auschl. Scheunen und Stallungen) nach dem Feuersozietätskataster 43 968 Rtlr. 30 Gr. betrug. Die hochherzige Beihilfe des Königs war dem Magistrat bis zum Jahre 1774 voll ausgezahlt. Der Magistrat gewährte aus diesen Mitteln den Geschädigten Beihilfen, zumteil bis zur vollen Höhe der Bau Summe. Die meisten können aber nur einen Gnadenzuschuß von 282 Rtlr. erhalten. Der Neubau eines Wohnhauses in Fachwerk kostet 1765 430 Rtlr., 1775 aber 576 Rtlr. 53 Gr. Ein Malzhaus wird mit 928 Rtl. berechnet. Aus der Feuersozietätskasse können die Abgebrannten nur mit 2 Drittel der Abschätzung entschädigt werden, weil das Geld sehr entwertet ist. Der König tut aber noch ein weiteres und gibt den Abgebrannten das Bauholz aus den Staatsforsten unentgeltlich her, es wird ihnen auch frei angefahren. Auch sucht die königl. Regierung den Geschädigten den Wiederaufbau dadurch zu erleichtern, daß sie ihnen die Ziegel aus dem verfallenen Schloß Seehesten zur Verfügung stellt. Die Bürger haben nur die Abbruchkosten mit 1 Rtl. 37 Gr. für 1000 Stück zu zahlen und die Anfuhr zu stellen. Der Wiederaufbau vollzieht sich aber nur langsam, was auf den Mangel an Angespann und Baumaterialien zurückgeführt wird. Auch klagt man über den Mangel an geeigneten Bauhandwerkern. Kriegsrat von Korßfleisch meldet dem König, daß Rastenburg nur einen tüchtigen Zimmermann und einen mittelmäßigen Maurer besitzt, weshalb geeignete Handwerker aus Barten und Nordenburg herangezogen werden sollen. Im Februar 1769 ist das Ordenschloß in Seehesten schon so weit abgebrochen, daß nur noch die Amtskeller mit Mauern umgeben stehen. Jetzt soll der städtische Ziegelbrenner seine Leistungsfähigkeit beweisen. Er will bis zum Jahre 1770 240 000 Ziegel brennen. Da die Russen bei ihrer Invasion die Wälder abgeholzt haben, herrscht großer Mangel an Holz, weshalb alle umliegenden Ziegeleien still liegen. Nur Steinort brennt Ziegel, sie sollen aber 10 Rtl. das 1000 kosten — ohne die Anfuhr. Bis 1767 waren neu erbaut: 6 Wohnbuden, 3 Chaluppen, 2 Malzhäuser. Diese beiden erbauten Dr. Ohm und Tiedtke, weil das Malz zum Bierbrauen gebraucht wird. Das dritte Malzhaus war bis 1773 noch nicht aufgebaut, weil inzwischen die Baumaterialien noch teurer geworden und kaum zu haben sind. Dr. Georg Hippel baut drei Wohnhäuser, Melchior Hippel und Baumeister Besthorn je eins in der Vorstadt. 1768 haben gebaut: Hutmacher Zindler und Rademacher Hein in der Vorstadt, Hauptmann v. Derschau, Justus Woll-

schläger und Medizin-Apotheker Daniel Tengerabend Chaluppen in der Fischerstraße. Der König drängt nun, den Wiederaufbau zu beschleunigen und entsendet 1769 einen Kommissar nach Rastenburg, um festzustellen, ob es möglich sei, bis zum Sommer 1770 zwölf Stellen, im nächsten Jahre die letzten acht aufzubauen. Die Bauleitung erhält Bauinspektor Besthorn, ihm wird der Inspektor des „Holzgartens“, namens Schwemmschuh, beigelegt. Landmesser v. Schlichting entwirft einen einheitlichen Bauplan. Die Straße wird in einen geordneten Fluchtlinienplan eingereiht, die Häuser erhalten eine größere Länge und Breite. Statt vorher 28 Wohnhäuser in der Vorstadt sollen jetzt 20 erbaut werden, breiter und länger als die vorigen, jedes Haus in dem gleichen Ausmaß. So entstand die erste, ordentlich ausgebaute Straße. Sie wurde etwa 1840 mit Linden bepflanzt und mit Vorgärten versehen. In diesem Aussehen ist die Königsberger Straße noch den eingewohnten Rastenburgern bekannt. Eins hat die Bauleitung nicht für nötig befunden, die Einfügung der Brandmauern. Und die Mitteilungen alter Leute klingen nicht unwahrscheinlich, daß bei dem Umzug von Nachbar zu Nachbar oft nur die Bretterwände des Dachbodens gelöst und der ganze Hausrat über den Boden nach unten geschleppt wurde. Auch sind nicht, wie es der Bauplan vorgelesen hatte, nur 20 Wohnhäuser in der Königsberger Straße gebaut worden, Die Westseite erhielt vielmehr 13, die Ostseite 12 Gebäude.

Daß der Wiederaufbau der Scheunen auf einem Teil der Brandstätte gestattet wurde, sollte etwa 60 Jahre nach der großen Feuerkatastrophe der Stadt wieder zum Verhängnis werden. Am 18. Dezember 1821 gingen die Gebäude der Bauernvorstadt und der heutigen Wilhelmstraße in Flammen auf. Ausgekommen in der Scheune des Fleischermeisters Schmidt, vernichtete das Feuer in wenigen Stunden 16 Wohngebäude, 62 Scheunen, 2 Speicher, 2 Ställe und 13 Schuppen. In den Scheunen lagerten große Erntevorräte. Nichts hatte man gerettet, daß bitterste Not eintrat und die öffentliche Wohltätigkeit in Anspruch genommen werden mußte. Der Gesamtschaden betrug 24 532 Rtl. 5 Groschen. Den Bürgern wird nicht mehr gestattet, die Scheunen an der alten Stelle wieder aufzubauen. Die Stadt kauft 1823 vom Stadtkämmerer Buchmann fünf Morgen Wiesengelände in der heutigen Moltkestraße und legt eine neue Scheunenstraße, „Neue Sorge“ genannt, an. Die Neue Sorge — der Name spielt wohl auf die Sorgen um die Zukunft an — umfaßte einen Teil der heutigen Moltke- und Wilhelmstraße und die heutige Hippelstraße. Später entstanden vier Scheunenstraßen, heute Schützenstraße, Schillerstraße, Moltkestraße (von der Turnhalle bis zur Ecke Wilhelmstraße), Friedrichstraße. In der Wilhelmstraße und auf dem Wilhelmsplatz standen noch bis in die neueste Zeit Scheunen, alle leicht aus Holz erbaut. Die meisten brannten im Laufe der Zeit ab.

Zu erwähnen bleibt noch der Brand im Jahre 1800 auf der Bauernvorstadt, bei dem vier Wohnbuden bezw. Chaluppen und die Scheunen der Erzpriesterei auf dem Pfarrgelände vernichtet wurden. Bei dem Brand der Kolmar'schen Mühle am 19. Juni 1860 gehen das Stadthospital und drei Wohngebäude mit. Am 25. Mai 1864 brennt wiederum die Kolmar'sche Mühle ab. Am 1. Juni 1859 brennt es in der Konditorei am Ritterplatz, zwei Menschen kommen in den Flammen um.

In vieler Erinnerung ist noch der gewaltige Feuerbrand des Jahres 1890. In der Nacht zum 31. August kam er in den Wirtschaftsgebäuden der Rumenschen Besingung in der ersten Scheunenstraße, heute Friedrichstraße, aus. Durch einen rasenden Sturm angefaßt, bildete in kurzer Zeit ein Block von etwa 20 Gebäuden, darunter zwei massive Wohnhäuser, ein gewaltiges Flammenmeer. Alle Rettungsversuche brachen an

der elementaren Gewalt des Feuers und nur mit Mühe kann die schwer bedrohte Königsberger Straße vor dem Schicksal der Vernichtung bewahrt bleiben. Auf dem Brandplatz entstand später das Kreishaus. Durch diese Feuersbrunst waren die letzten hölzernen Scheunen noch nicht beseitigt. Die Scheunenstraßen führten einen andern Namen — die Struktur war aber nicht von Grund auf verändert. Insbesondere standen noch in der Wilhelm- und Moltkestraße mehrere dieser gefährlichen „Feuernester“ — bis auch sie bei einem großen Brande am 25. August 1900 eingingen. 10 Baulichkeiten, meist hölzerne Scheunen, ferner zwei Wohnhäuser, das massive Spritzenhaus und das Dachgeschloß des Rathauses erlagen dem wütenden Element, andere Gebäude waren stark beschädigt. Das Flugfeuer wurde bis in die Stiftstraße hinuntergetrieben. Als mit dem Abend der rasende Sturm sich gelegt hatte, erschien die zur Hilfeleistung herbeigerufene Dampfspritze aus Königsberg. Sie legte am Oberteich an und nahm namentlich das brennende Rathaus unter Wasser. Ein Mann wurde bei den Rettungsarbeiten von einer umstürzenden Mauer erschlagen. Das Grenadier-Regiment leistete wirksame Löschhilfe.

Einen Brand von solcher Ausdehnung hat unsere gute alte Stadt seitdem nicht mehr erlebt. Im nächsten Jahre freilich gab es noch eine Riesenarbeit für unsere Freiwillige Feuerwehr. Galt es doch nicht weniger als 10 Mittel- und drei Großfeuer zu bekämpfen, daß bei zwei Großfeuern an einem Tage die Wehr 40 Stunden ununterbrochen tätig sein und wiederum die Königsberger Dampfspritze eingreifen mußte. Dann baute die Stadt die Wasserleitung. Die Feuerwehr war durch eine harte Schule gegangen. Wer ihre in der Brandgeschichte der Stadt wohl einzig dastehenden Leistungen voll ermessen kann, muß Augenzeuge der Brände von 1900/1901 gewesen sein. Ueber die Brände in den letzten vierzig Jahren wird ein lückenloses Archiv geführt. Es ist ein Dokument von ungeheurem Wert, ein Zeuge opferbereiter Nächstenliebe, aber auch ein Mahner und Warner für jeden, auf der Hut zu sein. Bewahrt das Feuer und das Licht

Was man so hört.

(Nachdruck verboten.)

Es ist nicht viel. Es hat sich z. T. erhalten in Familien, die lange auf dem Erbe sitzen. Da war's zu hören. Früher erzählte es der Vater, jetzt tun es die Kinder.

Es gibt im Kreis ein stolzes Dorf. Es hat einen bekannnten, uns jetzt nicht so sehr lieben Namen: Paris. Aber sie sprechen das Wort glücklicherweise anders als jene große Stadt gesprochen wird. Es könnte sonst vielleicht Verwechslungen geben. Denn die Pariser waren von jeher gar stolze Leute. Sie waren wohl schon immer „Freie“ gewesen im Gegensatz zu den „untertänigen“ oder „Scharwerks-Bauern“. Zum Zeichen dessen trugen sie einen Samtrock bis an den Hals geschlossen. Und den zogen sie nicht einmal in der größten Hitze aus. Das hatten sie nicht nötig, das war bloß für die andern. Wie sagte doch jener Gardeleutnant zum Reserveoffizier? „Das Schwitzen wollen wir den von der Linie überlassen.“ Allerdings am Sonntag gingen sie dann auch im blauen Abendmahlsrock mit dem turmhohen Zylinder zur Kirche. Die Höhe der Kopfbedeckung war nicht aus Moderrücksichten entstanden, sondern aus praktischen Erwägungen. Es saß nämlich der Tabaksbeutel drin.

Nicht weit von Paris liegt Gododen, auch „Freie“ von altersher. Am 1. Februar 1392 wurden dem „Adam zu Gaudogken“ 10 Hufen verschrieben. Dafür mußte er mit Pferd und Wagen dienen, auch wenn der Orden Häuser baute, helfen. Später saßen dann 8 Wirte dort. Eine Familie, die der Bierfreund's, ist fast 200 Jahre

rückwärts schon in den Kirchenbüchern zu finden, um 1730 herum. Der letzte Besitzer dieses Namens starb im vergangenen Jahre. Früher gab es dort noch eine Familie Glaubith. Von einem dieser Familie erzählt man heute noch. Als 1818 der große Orkan am 18. Januar in Lamgarben die Kirche zerstörte, war guter Rat teuer. Der Patron der Kirche war durch den Krieg in starke Geldnot versetzt, konnte allein nicht bauen. Die Gemeinde hatte auch nicht viel, konnte auch nicht bauen. Da wurde ein Gesuch um eine allgemeine preussische Kirchenkollekte eingebracht. Es kam von oben abschlägiger Bescheid, da ja eine große Anzahl Kirchen stark beschädigt war. Die Lamgarbener verloren nicht den Mut. Ein Glaubith aus Gododen setzte sich aufs Pferd und ritt direkt nach Berlin zum König, — und erhielt die gewünschte Kirchenkollekte in ganz Preußen. Soviel bekant war es damals die einzige, die zu solchem Zweck bewilligt wurde. In der Lamgarbener Kirche steht der Kirchenstand von Gododen dicht am Altar. Früher stand er weiter nach hinten, wahrscheinlich unter dem Orgelchor. Aber an einem ersten Weihnachtsfeiertag kamen trotz fürchterlichen Wetters die 8 Besitzer hoch zu Ross an, und zwar als die einzigen Kirchenbesucher, wie man erzählt. Der Pfarrer war stark erkältet, die 8 saßen hinten in der Kirche. „Ach“, meinte der Pfarrer, „ich kann heute nicht so laut reden, kommt doch nach vorne.“ Die 8 nahmen die Aufforderung für voll, faßten den ganzen Stand an und trugen ihn dorthin, wo er heute noch steht. Auf einem Rückenbrett wird allmählich der Firnis, der so manch Schönes überzogen hat, abgeschabt. Da kann man lesen: „Gododische . . . 1734.“ Hoffentlich kommt mit der Zeit noch mehr vor.

Anders verhielten sich die Midelnicker zum Pfarrer. Es gab doch früher auch für die Geistlichen die Kalende, d. h. ein Teil des Gehaltes wurde in Naturalien geliefert. Die Midelnicker hatten Getreide zu liefern! Aber es war wohl danach. Denn sie mußten es einmal von der Kanzel hören:

Tresp und Vogelwide
Schiden die Midelnicker.
Ich predige das Wort Gottes rein,
So soll auch meine Kalende rein sein!

Ueberhaupt die Kalende! Sie war ein Stein des Anstoßes. Die Wurst wurde oft nicht nach Gewicht, sondern nach der Länge geliefert. Das Maß war oft zweifelhaft angegeben: „Dem Herrn Pfarrer 3 mal um den Bauch zu wideln.“ Aber wenn's an das Wurstmachen ging, hieß es: „Jetzt für den Herrn Pfarrer, aber nur „dünn, wie 'ne Bieespiz.“

Eifrig ihr Recht zu wahren waren die Borschener. Sahen da einmal in dem Borschener Kirchenstand fremde Leute. Unerhört! Einer der Männer, die auf dem Chor saßen, sah es und in die Stille dröhnte seine Stimme: „Borschener, die ersten beiden Bänke sind eure — die andern schmeißt man raus!“ Woher der Schäfer stammte, weiß ich nicht, der mit seinem Spiz auf dem Chor stand, als gepredigt wurde: ein guter Hirte verläßt nicht seine Schafe. „Komm Spiz, der Herr Pfarrer stichelt“, soll er gesagt haben. Es mag sein, daß er von mehreren Orten beansprucht wird. Ich glaube, das hörte ich auch schon irgendwo anders.

Von der Kirche in Lamgarben wird auch erzählt, daß ein großer Schak in ihr oder in ihrer Nähe vergraben liegt. Gefunden ist er bisher noch nicht und wird wohl dabei bleiben. Tatsache ist, daß um 1730 bei einem Erweiterungsbaue der Kirche alte heidnische Gräber mit Schmuckstücken gefunden wurden. Vielleicht geht darauf die Sage zurück. Manch Schak ist aber wohl noch in alten Akten, aber auch in alten Familien zu finden, manches, das erzählenswert wäre, mehr als das Vorstehende.

G. L.